

Karg waren die Einkünfte im ersten Jahr geblieben. Nur zögernd hatte sich Kundschaft eingestellt. Sie durchlebten manch sorgenvolle Stunde. Doch allmählich wurde die neue Apotheke von der Bevölkerung angenommen. Carl Friedrichs ruhige und bestimmte Art und die Güte seiner Waren weckten Vertrauen und Zustimmung. Auch die günstige Lage am Markt trug dazu bei, dass die Einkünfte langsam wuchsen.

Es war das Jahr 1848, am 3. April.

Wie immer stand Carl Friedrich um 6 Uhr auf. Er hatte es gern, wenn alles noch still war. Bald würde das Haus zum Leben erwachen, die Hausmädchen mit der Arbeit beginnen und die Lehrlinge aufstehen. Er machte einige Leibesübungen, wusch sich und zog sich sorgfältig an. Die Sorgfalt, die er auf sein Äußeres verwendete, trug dazu bei, ihm Haltung zu verleihen.

Danach schritt er die Treppe hinunter und ging ins Kontor. Der Ofen mit den grünglasierten Kacheln, der in einer Nische stand, strahlte bereits Wärme aus. Tessmer, der Hausmeister, heizte ihn jeden Morgen. Carl Friedrich nahm an seinem Schreibtisch Platz. Er hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, in der Morgenfrühe etwas Erbauliches zu lesen. Besonders lieb waren ihm Schillers Dramen, aber auch andere Werke und die Bibel konnten zu seiner Morgenlektüre gehören. Niemand durfte ihn in dieser Zeit stören. Dann wandte er sich der Geschäftspost zu, schrieb Briefe, prüfte Anforderungen und machte sich eine Liste der zu erledigenden Aufgaben.

Inzwischen kamen die Lehrlinge, denen im zweiten Stock ein Zimmer und ein fensterloses Schlafgemach zugeteilt waren, die Treppen heruntergepoltert. Beide ließen sich erst einmal das Frühstück schmecken, das stets im Speisezimmer für sie bereitet

wurde. Um 7 Uhr erschienen sie in der Offizin. Paul Wetterich hatte die Lehre bereits Ostern 1846 angetreten, er war von der Schule aus der Obertertia abgegangen. Der jüngere Lehrling, Gustav Evers, war der Sohn des verstorbenen Kammerschreibers Evers.

Die Lehrlinge wussten, dass der Prinzipal sie durch sein Glasfenster vom Kontor aus beobachten konnte und gingen sogleich an die Arbeit. Als gegen halb 8 Uhr der Gehilfe erschien, stand Carl Friedrich auf. Carl Brath stammte aus Laage und hatte in Malchin vier Jahre bei dem Apotheker Friedrich Timm gelernt, er arbeitete danach noch einige Monate in Lübz, bevor er jetzt zu ihm gekommen war.

„Guten Morgen, Herr Brath“, begrüßte er ihn und „guten Morgen, Paul und Gustav“, ging es zu den Lehrlingen hinüber.

Dann stieg er die Treppe hinauf, betrat das große Wohnzimmer und ging auf Therese zu, die bereits am Frühstückstisch saß. Er beugte sich zu ihr und gab ihr einen Morgenkuss. Sie spürte, dass er die Augen schloss und genussvoll einatmete. Das hatte natürlich etwas mit ihrem Parfüm zu tun.

„Mein Eau de Cologne geht aber leider bald zu Ende.“

„Dann werde ich dir ganz schnell wieder etwas herstellen. Ich habe sogar eine neue Rezeptur“, sagte er geheimnisvoll, „das Parfüm nennt sich Eau d`Amour, Thesing, was hältst du denn davon?“ Er schaute sie verschmitzt an.

„Oh, Carl Friedrich!“, flüsterte sie und senkte mit gespielter Verlegenheit den Blick.

„Moschus und Ambra sind darin, dadurch hält der Duft lange an. Also“, sagte er vergnügt, „ich mache dir Eau d`Amour, und auf die Wirkung dürfen wir bestimmt gespannt sein.“

Es war noch immer etwas von ihrer Verliebtheit zu spüren, die vielen täglichen Aufgaben und mancherlei Kümernisse hatten daran nichts geändert.

„Am Freitagabend gibt es im Rathaussaal ein Chorkonzert, da sollten wir auf jeden Fall hingehen, mein Lieber.“

„Ja, gewiss, Thesing.“

„Und dass du mir daran denkst, am Sonntagnachmittag geben wir eine Kaffee-Einladung, Folkerts und Heinrich und Luise kommen.“ Carl Friedrich nickte, was sollte er einwenden, Therese führte ein strenges Regiment. Und es war wichtig, dass sie auf Geselligkeit achtete.

„Thesing, kannst du mir heute Abend wieder im Labor helfen? Verschiedene Quecksilbersalze sind gekommen, die ich untersuchen muss, bevor wir sie verwenden.“

Sie nickte, da stürmten die vier Knaben herein, lärmend und geräuschvoll nahmen sie am Frühstückstisch Platz. Gleich würden sie zur Schule aufbrechen. Dem Vater hatten sie Auskunft zu geben, welche Fächer heute auf dem Plan standen, dabei rangelten sie untereinander um die Butter und die Marmelade. Genauso geräuschvoll, wie sie hereingekommen waren, brachen sie zur Schule auf. Das Frühstück war beendet. Eines der Hausmädchen kam, um abzudecken.

In der Offizin steckten die Lehrlinge die Köpfe zusammen.

„Paul, es ist zu dumm, jetzt haben sie wegen der Unruhen die Tanzabende verboten!“

„Das wird schon wieder anders werden, Gustav. Aber wer weiß, ob die Prinzipalin überhaupt den Haustürschlüssel rausrücken würde!“

„Och, dann gehen wir eben wieder übers Dach wie vor zwei Monaten, das hat doch prima geklappt. Und gemerkt hat das auch keiner.“

In diesem Moment hörten sie die Schritte des Prinzipals. Sie hatten keine Angst vor ihm, doch dieses Gespräch brauchte er ja nicht zu hören. Sie schwiegen lieber und putzten eifrig die Regale und Standgefäße.

Da vernahmen sie dann schon: „Paul, du kommst heute früh mit ins Labor, und Gustav, du fütterst die Bluteigel und machst erst einmal den Handverkauf.“

Dann wandte er sich seinem Gehilfen zu: „Wollen Sie schon erfassen und die Aconit- und die Baldriantinktur filtrieren, Herr

Brath? Später komme ich, um Ihnen in der Rezeptur zur Seite zu stehen.“

Carl Friedrich warf noch einen Blick in die Küche, die sich direkt hinter der Offizin befand. Er wechselte ein paar Worte mit dem Hausmädchen.

„Wat äten wi denn hüt ton Middag, Lisbeth?“

„Wi dachten an Klops, äwer Se ehr Gemahlin geht mit mi noch nah den Slachter. Wi willn sein, wat dat dor giff.“ Sein Blick verfing sich an der Borte über dem Abzug, wo Zinn- und Kupfergeschirr glänzte. Dann ging er über den Hof und stieg die Treppe zum Labor hinauf. Als er dort ankam, loderte bereits das Feuer unter der Apparatur, mit der destilliertes Wasser hergestellt wurde.

„Heute Vormittag wollen wir Cantharidenpflaster machen, Paul, und am Nachmittag werden Seifen gekocht, das wird dann aber Gustavs Aufgabe sein.“

Paul fing sogleich an, die Gerätschaften bereitzustellen.

„Du musst dir viel Mühe geben. Die Masse soll so beschaffen sein, dass sie auf der Haut gleichmäßig zur Wirkung kommen kann. Ich stelle dir jetzt Wachs und Terpentin bereit, die du im Dampfbad erhitzt. Das Cantharidenpulver wird mit dem Erdnussöl im Wasserbad eingerührt. In den vergangenen kalten Monaten haben wir reichlich Pflaster verkauft, es hilft gut bei rheumatischen Beschwerden.“

Paul nickte. Er wusste, nun würde er zwei Stunden mit dem Rühren zu tun haben. Zum Glück hatte das Labor Fenster zur Diebstraße hin. Er schaute hinaus, sowie der Prinzipal verschwunden war. Da ging doch tatsächlich die schmucke Lina vorbei. Er riss das Fenster auf und pfiff ihr hinterher, sie drehte sich herausfordernd um. Hach, Lina! Es wäre doch zu schön, sich mit ihr im Tanze zu drehen! Solche Gedanken versüßten ihm das Rühren, er summt vor sich hin und war guter Dinge. Schade, dass heute Pflaster gerührt werden musste. Viel lieber hätte Paul Morsellen und Schokoladen angefertigt. Früher wurden sie als Grundlage für Arzneistoffe verwendet, heute galten sie nur noch als

Naschwerk und wurden selten, zum Beispiel an Festtagen, für die Kundschaft hergestellt. Dann hatte Paul stets sein Probierlöffelchen dabei. Er naschte meistens schon von der Morsellenmasse, die sich bildete, wenn das Wasser mit dem Zucker eingekocht wurde. Aber das war noch nicht das Besondere. Erst wenn Zitronat, Mandeln, Pistazien, Pomeranzenschale, Jasminessenz, Rosenöl oder Orangenöl hinzukamen, schmeckte es so richtig.

Einmal hatte ihn der Prinzipal ertappt: „Mit dem Finger wird nicht genascht!“ Wie seine Mutter, die hatte ihm auch immer auf die Finger geklopft, wenn er an den Kuchenteig gegangen war. Deshalb pflegte Paul zum Naschen fein hygienisch von einem weiteren Löffel etwas auf sein Probierlöffelchen zu träufeln. Er verdrehte die Augen, wenn es ihm so recht mundete.

Doch die Pflastermasse war nun wirklich nicht zum Probieren. Er rührte weiter. Der Prinzipal kam inzwischen noch einmal herauf und befand alles für richtig. Endlich konnte Paul die beiden Ansätze vereinigen. Er rührte bis zum Erkalten und fand, dass ihm sein Werk gelungen war. Morgen würden sie die Masse austreichen.

In der Offizin lief inzwischen Gustav hin und her, um die Kunden zu bedienen.

Auf dem Rezeptiertisch hatten sich einige Rezepte angesammelt. Es gab 13 Ärzte und 5 Chirurgen in Wismar. Sie verordneten ihre Arzneimittel auf einem schmalen Blatt Papier, dem Rezept, das die Patienten oder ihre Angehörigen in der Apotheke vorzulegen hatten. Die ärztliche Verordnung begann immer mit dem Kürzel „Rp.“ Das leitete sich vom lateinischen *recipe* her und wies den Apotheker an: Nimm! Dann folgte, meist abgekürzt, die lateinische Zusammensetzung der Arznei mit den seit alters her üblichen Mengenangaben in Gran, Skrupel, Drachme oder Unze.

„M.D.S.“ hieß es darunter: *Misce, da, signa! Mische, gib und bezeichne!* Es folgten Angaben zur Art des Gebrauchs, auch der Name des Patienten, das Datum der Verordnung und die Unterschrift des Arztes waren nach der Medizinalordnung auf den Rezepten vorgeschrieben. Die Arzneien wurden in der Apotheke

hergestellt, sie mussten nach den von der Obrigkeit festgelegten Preisen, der Arzneitaxe, berechnet werden und waren bei Abholung zu bezahlen.

Carl Friedrich sah, dass unter anderem arsenhaltige Pillen verordnet waren.

„Die Pillen mache ich“, ließ er den Gehilfen wissen.

Dem war das recht. Das Anfertigen von Arsenikpillen erforderte stets eine besondere Sorgfalt.

Arsenik gehörte zu den 230 Arzneistoffen, die in jeder Apotheke vorrätig zu halten waren. Carl Friedrich holte das Standgefäß mit der Aufschrift „Arsenicum album“ aus dem Giftschrank und wog sorgfältig mit der kleinen Handwaage ein Gran des weißen Pulvers ab. Das Gefäß schloss er gleich wieder ein, es durfte wegen der Giftigkeit seines Inhalts auf gar keinen Fall herumstehen.

Carl Friedrich verrührte das Arsenik-Pulver in einem Mörser mit Süßholzpulver.

Jetzt noch den Süßholzextrakt. Der Zusatz des zähflüssigen Süßholzextraktes erforderte Augenmaß, die Masse durfte beim Anstoßen mit dem Pistill nicht zu dick, aber auch nicht zu dünn werden. Endlich war er zufrieden. Die Konsistenz war jetzt richtig, die Pillenmasse begann, sich von der Mörserwand abzulösen. Carl Friedrich teilte sie mit der Waage in zwei gleiche Teile. Mit Hilfe der Pillenmaschine wurden daraus zwei Stränge gebildet und zweimal jeweils dreißig Pillen vorgeformt.

„Wie gut, Herr Brath“, sagte Carl Friedrich, „dass wir inzwischen diese Pillenmaschine haben. In Doberan benutzten wir noch das Pillensignet, das war ein gezackter Streifen aus Messingblech, mit dem der Strang geritzt wurde, bevor wir ihn zerteilten.“

Mit einem Roulierer brachte Carl Friedrich rasch die gewünschten sechzig gleichförmigen Pillen zustande. Die Pillen wurden mit Bärlauchsporen eingestäubt, damit sie nicht verklebten. Nun kamen sie in eine Schachtel, die zum Aushärten der Pillen noch etwas offen blieb.

Inzwischen beschrieb er das Etikett auf dem Deckel. Der Name des Patienten, die genaue Zusammensetzung, die verordnete

Dosierung und das Datum durften nicht fehlen. Die Pillen waren für Schneidermeister Ehlert bestimmt, seine Blässe ließ auf eine gewisse Blutarmut schließen.

Carl Friedrich prüfte noch einmal die Dosierung. Dreimal täglich zwei Pillen waren verordnet. Er schaute im hannöverschen Arzneibuch nach, das für Mecklenburg verbindlich war. Dort hieß es in lateinischer Sprache: *adulto sedecimam partem grani unius*, ter die - für einen Erwachsenen der sechzehnte Teil eines Grans, dreimal täglich. Da die verordneten zwei Pillen den dreißigsten Teil eines Grans enthielten, war die Dosis also nicht zu hoch und somit in Ordnung. Er vermerkte den Preis auf dem Rezept, fügte sein Signum und das Datum hinzu und legte die Pillen auf den Platz hinter dem Handverkaufstisch, wo die Rezepturen zur Abholung bereitgestellt wurden.

Weitere Rezepturen folgten, Carl Friedrich fertigte im Verlauf des Vormittags noch Gallentropfen und mehrere Hustensäfte an. Immer wieder wandte er sich dem Handverkauf zu, wenn der Lehrling nicht weiter wusste, Kunden bestimmte Beschwerden schilderten und Rat suchten oder wenn angefertigte Arzneien abgeholt wurden und es wichtig war, Wirkung oder Anwendung zu erläutern.

Inzwischen waren einige Bauersfrauen in die Apotheke gekommen. Hustensaft und Rheumasalbe sowie Koliktropfen für Rinder und Huffett wurden verlangt. „Lederschmiere“ wollte jemand, schließlich sollten die Geschirre der Pferde blinken. Auch Ledercreme für Schuhe war ein Artikel, der sehr gut ging. Außerdem durften Haar- und Duftwässer nicht fehlen.

Schließlich war der Vormittag herum.

Pünktlich um 13 Uhr wurde die Apotheke geschlossen, und das Mittagessen kam auf den Tisch. Carl Friedrich eröffnete die Mahlzeit mit einem Tischgebet:

„Von dir kommt alles,  
was wir haben,  
gib auch den Segen, Herr,  
zu diesen deinen Gaben.“

Der Gehilfe berichtete: „Herr Framm, Sonnabend war im Schützenhaus mächtig was los. Advokat Düberg haben sie sogar eingesperrt. Er soll dort mit Arbeitern disputiert haben.“

„Das habe ich heute ebenfalls gehört. Überall wird aufbegehrt. Das ist alles von Paris herübergekommen“, sagte der Prinzipal. „Immerhin hat der Großherzog seit dem 16. März die Zensur aufgehoben und die Pressefreiheit eingeführt, außerdem wurde eine neue Verfassung angekündigt.“ Er dachte an Jena, „diese Entwicklung wird im ganzen deutschen Vaterland zu mehr Freiheit führen. Und die werden wir uns dann nicht mehr nehmen lassen.“

„Alle sollen ganz schön duhn gewesen sein“, fuhr der Gehilfe fort, „und als ihnen der Wirt im Schützenhaus nichts mehr einschenken wollte, machten sie Rabatz. Die Bürgergarde hat sie rausgeschmissen. Daraufhin haben sie von außen mit Steinen geworfen. Es soll Verletzte gegeben haben. Na, nun sind sie eingesperrt, die Revolutionäre.“

Carl Friedrich hatte keinen Sinn für Unruhen und zerstörerische Kräfte. Aber er hatte Verständnis dafür, dass Menschen, die sich unterdrückt fühlten, aufbegehren: „Natürlich müssen wir auch nach den tieferen Ursachen fragen, Herr Brath.“

„Hast du nicht letztes Jahr für Wilhelm Beseler gespendet?“, fragte seine Frau, „was ist eigentlich aus ihm geworden?“

„Für ihn wurde in vielen Städten gesammelt. Sein mutiger Einsatz in Schleswig-Holstein für eine demokratische Verfassung und die deutsche Nation war und ist wirklich vorbildlich. Sie haben jetzt in Kiel eine provisorische Regierung gebildet, hoffentlich geht das gut aus.“

Doch nicht nur die Revolution war an diesem Tag Gesprächsthema. Die Eisenbahn, die immer mehr ins Blickfeld rückte, gab reichlich Gesprächsstoff ab. Nach hartnäckigen Bemühungen Wismars sollte nun doch ein Schienenstrang nach Schwerin fertig gestellt werden.

„Frau Prinzipalin“, fragte einer der Lehrlinge, „könnten Sie sich vorstellen, in solch einen Eisenbahnzug einzusteigen?“ Die

Lehrlinge dachten daran, wie es wohl fauchte, dampfte und rüttelte, dass einem vielleicht Hören und Sehen verging. Keine zehn Pferde würden sie dort hineinbringen.

„Na, was denkt ihr denn“, meinte Therese, „selbstverständlich werde ich einsteigen. Damit wird man viel schneller reisen können als mit der Postkutsche. Vielleicht ist es ja sogar bequemer. Ich bin schon ganz gespannt darauf.“

„Liebe Frau“, schaltete sich ihr Mann ein, „bestimmt können wir bald mit dem Eisenbahnzug auf weite Reisen gehen. Wir wollen man froh sein über diese niemodsche Saak, wie wir hier in Mecklenburg sagen.“

Das Gespräch kam noch nicht so richtig zur Ruhe, lebhaft wurde erörtert, ob es nicht doch sehr gesundheitsschädigend sein könnte.

„Ach“, meinte Carl Friedrich zu seinen Söhnen, „wenn ihr groß seid, dann ist das alles bestimmt eine Selbstverständlichkeit.“

Da ließ sich die Prinzipalin vernehmen: „Hat es geschmeckt?“ Ihr Blick ging zu den Kindern und Lehrlingen. Diese beeilten sich zu nicken, sie wussten, hätten sie etwas auszusetzen, würde ganz schnell eine zweite Portion oder Kelle auf ihrem Teller landen.

Dann wurde die Mittagstafel aufgehoben. Carl Friedrich ging die Treppe hinauf und legte sich für zwanzig Minuten auf die Couch. Als er zurück in die Apotheke kam, die bis 14 Uhr geschlossen blieb, erklärte er: „Ich gehe jetzt an den Hafen.“

Die Lehrlinge freuten sich, nun konnten sie noch eine kurze Zeit Fünf gerade sein lassen.

Draußen war es stürmisch, ein Schneeregen war über der Stadt heruntergeprasselt, aber die Wolken verzogen sich. Die frische Luft würde ihre belebende Wirkung nicht verfehlen. Er ging an der Rats-Apotheke vorbei und bog dann in die Krämerstraße ein. Dabei fiel der Blick auf die Löwenapotheke, deren schöner barocker Giebel den Abschluss der Straße bildete. Ein goldener Löwe prangte über dem Portal.

„Ich werde noch eine Hirschskulptur an unserem Giebel anbringen lassen“, dachte er bei sich. Hatte er doch schon bald nach der Eröffnung seine „Neue Apotheke“ in „Hirsch-Apotheke“

umbenannt. Mit einem Hirsch konnte man Kraft und Eleganz verbinden.

Als er auf die andere Straßenseite hinüberwechselte, schaute er auf den beeindruckenden Turm der Nikolaikirche, der das Gebäude der Löwenapotheke überragte.

Trotz der Mittagszeit herrschte in der Krämerstraße Geschäftigkeit. Eine Kutsche kam herauf. Carl Friedrich grüßte, er fühlte sich schon heimisch in dieser Stadt. Am Hopfenmarkt bog er links in die Breite Straße ab. Pferdefuhrwerke rasselten an ihm vorbei, allerlei Waren wurden transportiert. Beim Überqueren des Ziegenmarktes musste er aufpassen, dass er nicht in Pferdeäpfel trat. Dann ging er an der Stadtmauer entlang und trat durch das Wassertor. Der Hafen lag vor ihm. Arbeiter waren emsig zugange beim Be- und Entladen der großen Segelschiffe, die dicht gedrängt an der Kaimauer vertäut lagen. War heute ein Dampfschiff dabei? Das Dampfschiff „Obotrit“ fuhr jetzt schon regelmäßig nach Kopenhagen.

Carl Friedrich ging bis zum Baumhaus vor, eine frische Brise wehte herüber. Er sog die würzige Luft ein und verweilte für einen kurzen Moment. Wie wäre es mit einer Reise nach Dänemark? Aber das Hinausfahren in die Welt, das würde noch etwas warten müssen.

„Alles hat seine Zeit“, sprach er in den frischen Wind vom Meer. Auf dem Weg zurück schaute er wieder auf die drei großen Kirchen seiner Stadt. Ein gewaltiger Anblick.

Schlosser Schriever kam ihm entgegen und sagte „Hett hulpen!“ im Vorübergehen. Carl Friedrichs freute sich. Er hatte ihm vor einer Woche ein Brustpulver empfohlen. Es kam nicht oft vor, dass der Apotheker erfuhr, wie die Mittel wirkten. Nicht umsonst galten die Mecklenburger als wortkarg. Wenn man die Wirkung beurteilen wollte, musste man nachfragen.

Als er die Krämerstraße erreichte und nun hinaufging, schaute er auf all die schönen Giebel, die hier die Häuser zierten. Wismar war eine gute Wahl. Festen Schrittes strebte er seiner Apotheke zu. Die zweite Tageshälfte konnte beginnen.

Gustav und Paul hatten die Plätze getauscht. Gustav war ins Labor gegangen, um sich dem Seifekochen zu widmen. Paul war am Nachmittag für den Handverkauf zuständig. Carl Friedrich hörte, dass gerade jemand nach Brausepulver fragte, dann wurde Rosenwasser gefordert und Brandsalbe gewünscht. Er selbst wandte sich den Rezepten zu.

„Etwas Besonderes dabei, Herr Brath?“, fragte er den Gehilfen.

„Ja, eine Morphinlösung.“

„Das wollen wir uns gleich einmal anschauen.“ Brath reichte ihm das Rezept.

„Hm, ein Skrupel Morphiumacetat.“ Er ging an den verschlossenen Schrank, um die Substanz zu holen. Morphinazetat wurde von der Firma Merck in Darmstadt hergestellt.

„Wie gut, dass es inzwischen Morphin gibt. Es wird allerdings nur bei sehr starken Schmerzen verordnet, denn es kann leider auch abhängig machen.“

„Ja, die Ärzte sind sehr zurückhaltend, dem Patienten muss es wirklich schlecht gehen“, warf der Gehilfe ein.

„Bei der Dosierung ist Vorsicht geboten, damit es nicht einschläfernd wirkt oder die Atmung beeinträchtigt.“

Inzwischen hatte Carl Friedrich das Pulver abgewogen.

„So“, sprach er vor sich hin, „die Unze Spiritus, die löst das Morphin, die verdünnte Essigsäure werde ich vorsichtshalber erst zum Schluss zusetzen.“ Er füllte routiniert in der Flasche mit dem Quantum destillierten Wassers auf, gab dann die Essigsäure hinzu, die offenbar die Stabilität verbessern sollte.

Die verordneten dreißig Tropfen würden nun ein fünftel Gran Morphinazetat ergeben, rechnete Carl Friedrich. Er schaute noch einmal in seinen Büchern nach. Im hannöverschen Arzneibuch gab es für Morphinazetat noch keine Höchstdosis. Wie gut, dass sie schon die neue Ausgabe des preußischen Arzneibuches hatten. Dort stand „granum dimidium“, ein halbes Gran. Die auf dem Rezept angegebene Dosis war in Ordnung, damit begann man

üblicherweise. Doktor Siedenburg würde mehr verordnen, wenn das nicht reichen sollte.

„Der Patient ist ein Zugereister, er wohnt hier bei seinem Neffen“, sagte ihm Brath. Für einen Augenblick dachte Carl Friedrich daran, dass es wohl kein guter Zustand sei, wenn man Morphium braucht. Auch seine Gesundheit hatte in den letzten Jahren unter der Anspannung gelitten, aber stets waren die Magenbeschwerden und eine gelegentliche Übelkeit erträglich gewesen.

„Ein paar Tage Erholung im Sommer würden mir gut tun.“ Carl Friedrich besann sich. Mit sicherer Hand fertigte er die Signatur. Dann nahm er die Arzneitaxe zur Hand und berechnete den Preis. 25 Schillinge und 9 Pfennig. Ja, Morphium war teuer. Wie vorgeschrieben trug er die Rezeptur mit Datum und Nummer, Name des Arztes und des Kranken in ein Buch ein und vermerkte dort den Preis.

„Wenn das abgeholt wird, rufen Sie mich bittel“, wies er den Gehilfen an.

Inzwischen hatte der Publikumsverkehr zugenommen. Plötzlich stand zwischen all den kräftigen Menschen ein Mädchen am Handverkaufstisch. Carl Friedrich sah sie, bevor der Lehrling sich ihr zuwenden konnte.

„Merthe“, sprach er sie an. Sie holte schon einige Male etwas aus der Apotheke.

„Kind, du bist ja ganz erhitzt, was möchtest du denn?“

„Mutti hat Fieber“, sagte Merthe stockend, „es geht ihr nicht gut, sie hustet, und ich soll Arznei holen, damit sie wieder gesund wird.“

„Ist das Fieber hoch, und wie lange hat sie es schon?“

„Mutti kann seit zwei Tagen nicht recht aufstehen.“

„Habt ihr schon nach dem Doktor gerufen, Merthe?“ wollte Carl Friedrich wissen. Er legte stets Wert darauf, seinen Aufgabenbereich von dem des Arztes abzugrenzen. Die stärkeren Mittel durften ohnehin nur auf Verordnung abgegeben werden.

„Nein, der Doktor kostet doch Geld, Mutti will es erst einmal mit einer Arznei versuchen.“

Carl Friedrich gab ihr den bewährten anishaltigen Hustensaft, mischte noch etwas von der Chinatinktur dazu.

„So, Mutti soll dreimal täglich einen Esslöffel einnehmen.“ Merthe reichte das Geld hinüber, das sie den ganzen Weg fest in der Hand gehalten hatte. Carl Friedrich nahm ihr nur die Hälfte ab. Sie musste ihm noch das Versprechen geben, dass der Doktor geholt werden würde, falls das Fieber anhielte.

Carl Friedrich sah ihr nach. Welche Verantwortung doch schon auf manche kleine Schulter geladen wurde.

Aber dann mussten weitere Kunden bedient werden, und auch nach Gustav wollte er noch einmal schauen. Der war im Labor lebhaft zugange, es siedete und brodelte, und bald würde die Seifenlauge in die entsprechenden Formen gegossen werden.

„Das hast du gut gemacht“, lobte ihn Carl Friedrich, „der Vorrat wird eine Weile reichen. Hast du dir, wie ich dir auftrag, die Seifen und die unterschiedlichen Arten der Herstellung einmal in unseren Büchern angesehen? Was hast du in Erfahrung gebracht?“ Die fortwährende Ausbildung seiner Lehrlinge lag ihm am Herzen.

Da war die Bestellung noch vorzubereiten. Carl Friedrich nahm sich das Defektbuch vor, in dem sie die jeweils fehlenden Arzneistoffe notierten. Morphinumazetat wollte er nicht vergessen, jetzt musste immer genug vorhanden sein. Im Defektbuch standen bereits: Ferrum sulphuricum, Eisensulfat, Herba Aconiti, Eisenhut, Herba Digitalis, Roter Fingerhut, Ammonium muriaticum, Ammoniumchlorid, Folia Sennae, Sennesblätter, Secale cornutum, Mutterkorn, Oleum Jecoris Aselli, Lebertran, Zündholzer und Extractum Hyoscyami, Stechapfelextrakt. Es war höchste Zeit, die Briefe mit den Bestellungen nach Rostock und Berlin aufzugeben, morgen in der Frühe sollte das geschehen.

„Einen guten Abend, Herr Brath“, wünschte Carl Friedrich, als sich der Gehilfe gegen 18 Uhr 30 verabschiedete. Etwas abgespannt ging er die Treppe hinauf in den ersten Stock, wo er mit Therese und den Söhnen das Abendbrot einnahm.

„Gab es noch etwas Besonderes?“, fragte ihn seine Frau.

„Ja, Bertelmanns schauten noch rein, ich soll dir sagen, sie kommen am Sonnabend mit in das Konzert. Außerdem haben wir Post von Bruder Heinrich. Er schreibt, dass sein Sohn mit der Lehre vorankommt.“

„Vielleicht kann er später einmal bei uns als Gehilfe arbeiten?“  
Aber nun wurden die Gedanken doch für eine Weile von der Apotheke abgelenkt. Die Söhne erzählten, was ihnen alles passiert war. Carl Friedrich hatte seine Freude an den Jungen und an ihrer Munterkeit.

Nach dem Abendbrot ging er wieder in die Apotheke, zählte die Tageskasse und sah noch einmal die Rezepte durch. Dann kam schon Therese, um mit ihm im Labor zu arbeiten. Die Quecksilbersalze standen bereit. Wie gut, dass seine Frau so interessiert und geschickt war. Zielbewusst gingen sie ans Werk. Schließlich war auch das geschafft.

Am späten Abend saßen sie am Ofen beieinander. Ein Glas Wein, etwas Näscherei standen vor ihnen, Therese las ihm etwas vor.

Vor dem Einschlafen kam ihm noch einmal das Morphinumrezept in den Sinn. Ein Skrupel war vorgeschrieben, ja, er war sich sicher, zwanzig Gran, also ein Skrupel, abgewogen zu haben. Das war alles richtig, ebenso die Dosierung.

Es mochte auch anderen nachts so ergehen. Prüfende Gedanken tauchten plötzlich auf, manchmal schob sich ein Zweifel dazwischen.

Vor allem die Einkünfte, würden sie weiterhin ausreichen, um die drückenden Hypothekenzinsen zu bezahlen? Eine Sicherheit gab es dafür nicht. Morgen würde jedenfalls alles von vorne beginnen, die Woche hatte gerade erst angefangen.